

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 7 (1931)
Heft: 16

Artikel: Enoch Leodegar schreibt ein Gedicht...
Autor: Toess, Arno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Enoch Leodegar

VON ARNO TOESS

schreibt ein Gedicht...

Der bekannte Dichter Enoch Leodegar Bulk verließ gelassenen Schrittes das Café. Er war, wie immer nach Mittagessen, Mokka und Zigarette, in vorzüglicher Laune und betrachtete wohlwollend die gewöhnlichen Mitmenschen, die im Vorbeigehen seinen schwarzen Schlapphut und seinen mächtigen Schlags bestaunten.

Während er langsam den Mantel zuknöpfte und — es war dieses eine ihm eigentümliche Gewohnheit — mit gerümpfter Nase in der Luft herumschnuppte, fühlte er sich am Ärmel gezupft. Ein kleines Mädchen stand vor ihm, das schüchtern blickte und Schneegöckchen zum Kauf anbot.

Oh, Frühling! dachte Enoch Leodegar. Natürlich — Mitte April... jaja: Winter ade... Schon pfiff er laut und munter, steckte sich ein Blumenbüschel ins Knopfloch, zog den Geldbeutel und zahlte. Selbstverständlich gab er zuviel, wobei er dieses Milkverhältnis zwischen Verschwendug und ständiger Finanzzesse damit begründete (vor seinem Gewissen), daß die freien Berufe durchaus zu unterstützen seien — wehrte den Dank des Mädchens mit lässiger Handbewegung ab und schritt lächelnd die Straße hinunter.

Ganz in Gedanken, ohne weiter auf den Weg zu achten, gelangte er in die Parkanlagen der Stadt. Der milde Tag hieß es mit sich gebracht, daß die meisten Bänke besetzt waren; doch fand sich bei näherem Zusehen auch für Enoch Leodegar Bulk ein angenehmer Platz. Das ausgelassene Geschrei der Kinder, die überall heruntrollten, störte ihn freilich ein wenig. Überhaupt schien ihm die ganze Umgebung nicht sonderlich angenehm. Allein — das Ganze entbehrt nicht einer gewissen Stimmung.

Und plötzlich beschloß Enoch Leodegar, das Bild in Gedichtform festzuhalten.

Aline Lärchenbaum, die gegenüber an der Schulter ihres Verlobten vom Glück träumte, hätte für jeden Durchschnittslyriker einen dankbaren Vorfür geboten. Enoch Leodegar empfand dieses mit überleginem Stolz, als er das Paar mit einem halb spöttischen, halb mitleidigen Blick streifte. Er hatte, gottlob, solche sentimentalen Mätzchen nicht nötig... er arbeitete mit Geist und Können... er faßte einzigartig und ursprünglich auf... er machte dem Publikum keinerlei Zugeständnisse.

Der Dichter griff nach Bleistift und Papier — er trug, gewohnt, seinen Eingebungen unverzüglich zu folgen, immer welches in der Brusttasche mit — und begann zu schreiben.

Ruf des Frühlings.
Ich bin in der Allee auf einer Bank gesessen.
(Auf grüngestrichenem Holze des Verkehrsviereins.)
Dicht neben mir — am feuchten Boden — hat gesessen
ein Butterbrot das Kind der Mutter Nummer eins.

Enoch Leodegar schaute auf, den Sachverhalt zu überprüfen. Alles stimmte. So fuhr er weiter: Sie selber saß auf einer Bank in meiner Nähe, (auf grüngestrichenem... usw.) und dabei sprach sie beweglich — auf daß man es sähe — mit einer dicken Dame: Mutter Nummer zwei.

So. Das war Auftakt. Knapp und nüchtern wie er es liebte. Ein überleitendes Zwischenglied zum zweiten und Hauptteil des Gedichtes hatte nunmehr zu folgen... Der Bleistift kritzelt auf dem Blatt hin und her.

Ein süßer Wind glitt langsam durch die kahlen Äste und streichelte die hellen Locken kleiner Knaben. (Sie schaukelten im Sand sich einen tiefen Graben und kleisterten hochauf die Türe einer Feste.)

Enoch Leodegar fühlte: jetzt war er in Stimmung. Mit einer heftigen Bewegung riß er den schwarzen Hut von Kopf, wobei seine kunstvoll wallenden Haare sichtbar wurden. Er kniff die Augen zu, sich stärker zu sammeln, schlug mit dem Zeigefinger der Linken die Versfüße in die Luft und murmelte undeutliche Worte. Dann schrieb er.

Ein Sperling zwitscherte auf einem roten Hausdach, und irgendwo war Sonne zwischen weißen Wolken...

Der Dichter stockte. Träumerisch wanderte sein Blick durch das Blau des Himmels, fiel von den wattigen Wolken auf die hellbeschienenen Ziegel des eben besungenen Hauses — wobei er feststellte, daß der quirlende Spatz unterdessen verschwunden war. Er wurde sich dieser Tatsache zwar nur nebenbei und unklar bewußt, denn der Rausch des Schaffens erfüllte ihn völlig und trug ihn weit über die Umgebung hinaus.

Und doch sollte der kleine Vogel, den der große Poet so gering achtete, daß er ihn bereits vergessen hatte, als er jetzt zum Endspurt ansetzte, in dieser Geschichte noch eine recht bemerkenswerte Rolle zu spielen haben. Ein schmales Bäumchen, das sich mit ersten, bescheidenem Laub zu schmücken begann, stand nämlich im Rücken der Dichterbank. Es streckte seine mageren Zweige so sehnstüchtig in die Luft, so sanft und liebeheischend, daß der

freundliche Sperling nicht widerstreben konnte, mit raschen Flatterflügeln daherkam und unter nekkischen Rufen zu Häupten des Mannes sich niedersließt.

Dessen Augen erschauten ein zauberhaft verlockendes Bild. Ein glückliches Lächeln überzog seine Mienen... Er schrieb.

In weiter Ferne schlug es fünf — bei mir zu Haus, ach, hat man zu dieser Zeit die braune Kuh gemolken. Und gelbe Primeln blühen dort auf allen Wiesen... Was tu ich länger noch in dieser öden Stadt — Ich sage frühlinghaft Ade! zu allen diesen: Die grüngestrichenen Schlummerbänke hab ich satt!

Fertig. Eine Welle stolzesten Hochgefühls überflutete Enoch Leodegar. Die Wirklichkeit, der Alltag hatten sich verflüchtigt. Wie von sieghaftem Klang gewaltiger Trompeten brausete es in den Ohren des Dichters; die ganze Welt dünkte ihm licht und golden; sein Auge glänzte und als er nun die Mähne schüttelte, da glich er einem Löwen, der aufbricht zur königlichen Jagd.

«Ruf des Frühlings!» flüsterte er und atmete tief. «Ruf des Frühlings!» sagte er noch einmal, sprang auf und griff nach dem Hut — worauf seine Hand, wie von einer Schlange gestochen, zurückzuckte.

Denn das Papier mit dem Gedicht, das er noch in der Hand hielt, gab plötzlich ein eigenartiges Geräusch von sich, und wie er hinsah, breitete sich dort weiß und feucht die Visitenkarte des Sperlings Johannes Klickerzwitsch. Der freundliche Vogel saß noch immer auf dem leicht hin und her wippenden Zweig, mit bescheidenem geneigtem Schnabel, doch wohlgefällig sein Werk betrachtend.

«Dreckfink!» schrie Enoch Leodegar und fuchtelte mit den Armen drohend umher.

«Dreckfink?» fragte Johannes Klickerzwitsch höflich. «Erlauben Sie, ich bin ein Sperling.»

«Ein Schwein bist du!» wetterte Enoch Leodegar, der den Einwand weder beachtete noch verstand. Und er warf voll gerechten Zornes den Hut nach dem freundlichen Vogel.

Johannes Klickerzwitsch verzichtete daraufhin auf eine Fortsetzung des Gesprächs und entschwante.

Enoch Leodegar Bulk aber, in tiefster Seele gekränkt über die ihm angestane Unbill, ging eilends von dannen. Den zerdrückten Filz trug er vor sich her, wobei er — es war dieses eine ihm eigentümliche Gewohnheit — mit gerümpfter Nase in der Luft herumschnuppte.

Künstlerworte

GESAMMELT VON HANS BETHGE

Verschiedene Blickpunkte

Zu Menzel kommt eine Dame und überreicht ihm zur Beurteilung eine Zeichnung, die sie gemacht hat, die Darstellung einer Frau. Menzel sieht sich das Blatt an und fragt: «Wer ist das?»

«Meine Zeichnung muß sehr schlecht sein», entgegnet die Dame, «da Sie die Dargestellte nicht erkennen.»

«Also wer ist es?»

«Die Kaiserin.»

«So, so», sagt Menzel nachdenklich, «wissen Sie, ich bin besonders klein und sehe die Kaiserin immer von unten. Sie sind besonders groß und sehen sie immer von oben. Wie kann ich wissen, ob Ihre Zeichnung ähnlich ist?»

Zu spät.

Renoir wurde alt, ehe er anfing, mit seiner Malerei Erfolg zu haben. Als dann die Händler zu ihm kamen, um ihm seine Bilder gegen gute Preise wegzuholen, sagte er:

«Es ist zu spät! Jetzt gebt Ihr mir Beefsteaks zu essen, — und nun habe ich keine Zähne mehr...»

Gleicher Wunsch.

Hans Thoma korrigierte einem Schüler, der ein Stillleben malte, sein Bild.

«Diese Art der Auffassung ist mir zu trocken», meinte der anmaßliche Schüler, «ich möchte malen wie Rubens.»

«Ich auch», sagte Thoma ruhig.

Die Birne.

Degas hatte an der Wand seines Ateliers ein berühmtes Bild von Ingres hängen: den Jupiter, der Donner versendend auf seinem Throne sitzt.

Neben dem Jupiter hing eine kleine Malerei von Manet, eine Birne, nicht viel größer als die Fläche einer Hand.

Ein Freund, der Degas besuchte, fragte ihn, warum er die kleine Birne Manets so dicht neben den Jupiter gehängt habe.

«Um zu zeigen», sagte Degas, «daß eine Birne, wenn sie gut gemalt ist, jeden Gott umschmeißt.»

Drohung.

Max Liebermann malt das Porträt eines Herrn, der während der Sitzungen allerlei an dem Bilde auszusetzen findet. Liebermann läßt die kritischen Worte zunächst geduldig über sich ergehen, schließlich aber, als ihm der Bemängelungen zu viele werden, sagt er: «Jetzt aber genug, mein Lieber, — sonst male ich Sie so wie Sie sind!»

Herauf und herunter.

Marées wohnte, als Künstler noch völlig unbekannt, in Rom in der Nähe des Tibers und hatte sein Atelier auf der Höhe des Monte Pincio. Ein damals sehr berühmter Bildhauer wohnte auf dem Pincio und hatte sein Atelier unten in der Stadt. Wenn die beiden morgens ihre Arbeitssäten aufsuchten, pflegten sie sich zu begegnen. Eines Tages lernten sie sich in einer Gesellschaft kennen, und der Bildhauer sagte:

«Wir sind uns nicht mehr fremd, wir kennen uns schon von unseren Begegnungen auf der Straße.»

«Ja», sagte Marées, «ich komme herauf, und Sie kommen herunter.»